

6

Lisbeth

Die Preußenfahne und das Gatter vor dem Wirtshaus sind nichts Ungewöhnliches mehr. Wenn die Herren Offiziere, die Amtspersonen und hochwohlgeborenen Herrschaften zu Lisbeth kommen, um Kartoffelsuppe zu essen, darf kein niederes Volk herein. Doch heute treiben die Preußen noch mehr Aufwand als sonst, errichten seit den Morgenstunden eine blickdichte Barriere rund um Haus und Hof, scheuchen mehr als ein Dutzend Dragoner hin und her, damit diese die Fronten zur Straße, zum Wald, zum Feldrand bewachen sollen. Lisbeth beobachtet das Geschehen vom Fenster aus, fühlt sich, als wäre sie bei sich selbst zu Gast. Angesagt ist eine junge Comtesse aus Hannover mit Gesellschafterin. Zweifellos eine Ehre und Lisbeths Herz flattert vor Aufregung. Doch warum muss eine Grafentochter aus dem Hannoveranischen derart um Leib und Leben fürchten?

Als die Kutsche vorfährt, stehen augenblicklich alle Dragoner und höhere wie niedere Militärs stramm. Dabei ist es nur eine schlichte Postkutsche ohne Wappen, die vor dem Wirthaus hält. Ein Puppengesicht, umhüllt von einer blauen Kapuze, lächelt heraus. Vom Kutschbock steigt eine Uniform mit Froschmaul. Major Kreutzer! Er postiert sich dicht bei der Türe des Gefährts. Doch erst als eine zweite Kutsche in den Hof rumpelt und sechs Soldaten mit Bajonetten he-

rausspringen, lässt sich das Puppengesicht aus dem Wagen helfen. Der Kreuzer und die Burschen umringen die kleine Person sogleich wie die Zähne einer Mausefalle das darin ausgelegte Käsestückchen und geleiten sie sorgsam zur Wirtshaustür. Hinterdrein geht schutzlos eine zweite Frauengestalt. Die jungen Soldaten – Lisbeth erkennt sie sofort – gehören zur Leibgarde! Zur Leibgarde der Prinzessin!

Lisbeth ist fassungslos. Das Blut kribbelt heiß und kalt zugleich in ihren Adern. Amalie von Preußen! Die jüngste Schwester des Preußenkönigs. Das muss sie sein. Und sie kommt zu Lisbeth! Wegen der Kartoffelsuppe? Das wäre doch – verrückt wäre das!

Mit mildem Lächeln nickt die Prinzessin ihren Bewachern zu und huscht in die Gaststube. In einen samteneu blauen Mantel ist sie gehüllt, aus dem ein eierschalenweißes Seidenkleid herausblitzt. Sie riecht wie ein einziger Maiglöckchenstrauß. Mit der bloßen Hand streicht sie über die blanken Fensterscheiben, die weiß gehobelten Tische, flaniert durch die Gaststube, als handele es sich um einen prächtig angelegten Garten. Ihre Reifröcke rascheln. Lächelnd betrachtet sie die tönernen Kuchenformen auf dem Sims, die grob geschmiedeten Gerätschaften am Ofen.

»Enlevé!«, jubelt sie und nickt ihrer Gesellschafterin zu, die neben Major Kreuzer am Eingang wartet. »Bien arrangé! Propre!«

Andächtig verharret sie vor dem Ölgemälde an der langen Wandseite, das die heilige Irmgard von Aspel bei der Speisung armer und kranker Wanderer zeigt – im Hintergrund der Kölner Dom.

»Und Ihr arrangiert dieses Maison allein?«, fragt sie, schickt Lisbeth ein Lächeln quer durch die Gaststube.

Lisbeth senkt sofort den Blick und fällt in einen tiefen Knicks. Es schickt sich nicht, eine Prinzessin anzustarren, auch wenn sie sich noch so seltsam benimmt. »Ja, Majestät, allein! Mein Mann ist kürzlich gestorben.«

»Ach, mein Beileid! Kinder?«

»Leider nein, Majestät.«

»Grämt Euch nicht! Sagt doch der Volksmund, dass Kinder zuerst dem Rücken wehtun und hernach dem Herzen.« Aufseufzend, als wisse sie genau, wovon sie spricht, nimmt die Prinzessin am kleinsten Tisch Platz, legt ein perlenbesticktes Beutelchen neben sich ab und faltet die weißen Hände. »Nun wäre es mir kommod, mich von Eurer Cuisine zu überzeugen, liebe Frau Wirtin. Seid Ihr bereit, mir eine Tasse Eurer viel gepriesenen Soupe de Tartüffel zu servieren?«

Lisbeth braucht keinen Hahnenschrei lang, um sich die Frage zu übersetzen, sie wiederholt ihren Knicks und eilt in die Küche. *Liebe Frau Wirtin* hat die Prinzessin gesagt. Und *Ihr* anstatt *sie* oder *du*. Nicht nur aus Versehen, immerzu sagt sie *Ihr* und *Euch*!

Stimmt es womöglich, was der Müller immer erzählt? Dass nämlich der neue König befunden habe, vor Gott seien alle Menschen gleich? Weshalb sogar ein Adliger den Ärmsten der Armen mit Respekt begegnen müsse? Ein französischer Gelehrter, mit dem der König gut Freund ist, soll es so gesagt haben. Sogar aufgeschrieben soll er es haben. In einem Buch!

Das silberhelle Lachen der Prinzessin dringt aus der Gaststube, dann ein gekünsteltes Kichern. Das wird die Gesellschafterin sein.

Lisbeth hievt den vorbereiteten Gusseisentopf aus der Kühlkammer und hängt ihn an den Haken über dem Herd. –

Oder ist es nur so eine Mode, sich mit dem einfachen Volk abzugeben? Mit seiner Art zu wohnen und zu essen? So wie sich viele hochwohlgeborene und vermögende Menschen neuerdings mit Käfern und Spinnen abgeben und sie als ›Wunderwerke der Natur‹ preisen.

Ja, so wird es sein! Und gewiss ist es keinesfalls von Vorteil, wenn der Adel sein Augenmerk auf einen richtet. Man muss auf der Hut sein. Die Spinnen und Käfer spießen sie bei lebendigem Leib auf, lassen sie durch ein Gift erstarren und hängen sie in Bilderrahmen an die Wand. Lisbeths Ergriffenheit macht einem stillen Zorn Platz.

Sie bückt sich zum Feuer, bläst in die Flammen, dass sie auflodern, spuckt in die Suppe. Spuckt noch einmal. Preußen bleiben Preußen, auch wenn sie nach Maiglöckchen riechen und *Ihr* und *Euch* zu einem sagen.

Da fällt ein monströser Schatten auf die Wand hinter dem Herd. Lisbeth fährt herum. Hinter ihr steht Major Kreutzer, zieht sein Froschmaul bis zu den Ohren und lässt seinen Blick an Lisbeths Gestalt auf und ab wandern.

»Mir ist aufgetragen, die Abfälle zu inspizieren«, sagt er. Sein Blick ist friedfertiger als bei ihrer letzten Begegnung.

Lisbeth dreht sich wieder zur Kochstelle. Sie hat verstanden. Eine preußische Prinzessin ist keine Hannoveraner Comtesse. Sie muss wahrhaftig um Leib und Leben fürchten, vor allem am Niederrhein. Lisbeth ergreift den Eimer mit den Kartoffelschalen, leert ihn über der Anrichte aus und lässt den Major damit allein. Sie wischt ihre Hände an der Schürze ab und wendet sich wieder der Suppe zu, deren Fettkruste sich unter der Hitze verflüssigt und eine sämige Masse offenbart.

Der Major brummt. Es klingt, als sei er zufrieden. Was

auch sonst! Lisbeth hat alle giftigen Keime sorgsam aus den Kartoffeln herausgepult.

»Nun das Fleisch«, sagte der Kreuzer, schürzt sein Froschmaul und kommt wieder näher. Er riecht nach Sandelholz.

Lisbeth hasst Sandelholz. »Das Fleisch ist all verwertet«, versichert sie, »die Knochen ausgekocht. Die hab ich hernach zerhackt und im Misthaufen vergraben – dass sie mir keine Ratten locken.«

»Zerhackt? Im Misthaufen?«

»Wollt Ihr, Herr, dass ich die Knochenteile heraussuche, damit Ihr sie beschauen könnt?«

Der Major widmet sich der klein geschnittenen Petersilie, die auf dem Schneidbrett wartet. »Lassen wir's dabei bewenden!«

Lisbeth greift den Löffel, rührt im Topf, lässt die Petersilie hineinrieseln. Das Feuer lodert, Schwaden aus Rauch und Dampf füllen den Raum. Der Kerl nähert sich schon wieder von hinten! Als sie sich umdreht, grinst er ihr ins Gesicht.

»Mir ist aufgetragen, die Suppe vorzukosten.« Aus dem Froschmaul sickert ein Speicheltropfen.

Lisbeth wendet sich zum Tellerbord, füllt dem Kreuzer eine kleine Schale voll, reicht ihm einen Löffel. »Bitte, Herr Major!«

Er pustet, löffelt vorsichtig, schlürft schließlich die Schale aus und wischt sich über den verschmierten Bart.

Lisbeth fragt sich schon seit einiger Zeit, wozu die Vorkoster gut sein sollen, die manche der Herrschaften mitbringen. Das meiste Gift, das man einer Speise zugeben könnte, wirkt so langsam, dass ein Vorkoster erst krank wird, wenn die Speise nicht mehr frisch ist und neu gekocht werden müsste. – Erwartet Amalie von Preußen, dass ihre möglichen Widersacher ein Gift wählen, bei dem man bin-

nen Augenblicken tot umfällt? Sei's drum! Lisbeth muss sich darum nicht den Kopf zerbrechen!

»Ist die Suppe so in Ordnung?«, fragt sie.

Der Kreuzer nickt stumm.

Lisbeth lässt ihn stehen, sucht einen der glasierten Teller mit dem blauen Schleifenmuster aus, gießt Suppe hinein und trägt ihn zur Prinzessin hinaus, die sie überschwänglich begrüßt.

»Ahh, wie das duftet!«

Kartoffelmussuppe (für 4 Personen)

Gebe reichlich 2 Pfund zerkleinertes Rindfleisch mit Knochen in kaltes Wasser, dass es bedeckt ist. Erhitze das Wasser allmählich und füge, sobald es kocht, etwas Salz hinzu. Den entstehenden Schaum schöpfe stetig ab. Gebe ein halbes Pfund Möhren, ein halbes Pfund Lauch und eine kleine Sellerieknolle zerkleinert hinzu. Halbiere zwei Zwiebeln, brate sie mit der Schnittfläche nach unten in wenig Öl an, bis sie leicht braun sind. Gebe nun auch die Zwiebeln und zwei Lorbeerblätter zur Suppe und lasse alles 2–3 Stunden köcheln. Hernach hebe die Fleischstücke heraus und kläre die Brühe unter Zuhilfenahme eines Siebes. Löse das Fleisch von den Knochen und schneide es in kleine Würfel. Die Gemüsereste kannst du zusammen mit dem abgeseihten Schaum dem Schwein verfüttern, so du eines im Stall hast.

Wasche 2 Pfund Kartoffeln, schäle sie und schneide die Keimansätze sowie alle grünen Stellen heraus, lege sie sodann bis zur Verwendung in kaltes Wasser. Hernach reibe sie oder gebe sie sehr klein geschnitten in die fertige Fleischbrühe. Fülle so viel Wasser nach, dass die Kartoffel-

feln gut bedeckt sind, und lasse die Brühe etwa eine halbe Stunde köcheln. Wenn die Kartoffeln zu einer feinen Krem zerfallen sind, gebe die Fleischstücke und die klein geschnittene Petersilie hinzu, wenn nötig noch etwas heißes Wasser. Würze mit Salz und Muskatnuss. Serviere sodann die Kartoffelmussuppe mit einem herben Weißwein.

Aus Franz Vincent Müllers Kochbrevier *Die gute Volksküche*,
erschienen zu Hamburg im Jahre 1802

So langsam hat Lisbeth noch niemanden essen sehen.

»Délicieux«, ruft die Prinzessin nach jedem Löffel, spitzt die Lippen, schließt die Augen, als küsse sie einen Liebhaber, mustert von Zeit zu Zeit den Teller, den Zinnlöffel mit dem rund geschmiedeten Stiel, erbittet schließlich eine zweite Portion für ihre Gesellschafterin.

Die verbeugt sich, setzt sich, löffelt schweigend ihren Teller leer und lässt das holprige Französisch ihrer Herrin über sich ergehen wie einen warmen Regen. Sie mag so alt sein wie Lisbeth. Gewiss sehr hoher Adel, sonst würde sie kaum Amalie von Preußen Gesellschaft leisten dürfen. Gewiss unverheiratet. Hat eine allzu spitze Nase und zudem einen Damenbart, sodass sie keinem Mann recht gefallen wird. Und doch mag dies ein annehmbares Schicksal sein, befindet Lisbeth. Allemal besser als ein Eheleben. Solches Glück genießen heutzutage indes nur Französinnen. Der deutsche Adel liebt es, sich mit deren Sprache zu umgeben. Es heißt, beim Preußenkönig müssen alleweil sogar die Stallknechte Franzosen sein.

»Wie viel bin ich schuldig?«, unterbricht die Prinzessin Lisbeths Gedanken und tupft ihre geröteten Lippen mit einem schneeweißen Batisttüchlein ab.

»Einen halben Gulden, wenn's recht ist, Eure Majestät«, sagt Lisbeth. So viel hätte der Ochsenwirt auch verlangt.

»Oh, das ist preiswert!«, lacht die Prinzessin. »Gib er ihr einen Taler«, kommandiert sie mit einem Wink zum Major hin, der unterdessen seinen Platz neben der Tür wieder eingenommen hat. Die neue Höflichkeit des Adels gilt offenbar nicht gegenüber dem Militär.

Der Kreuzer schlägt die Hacken zusammen, dass sein Wanst wabbelt, zieht eine Kasse aus dem Reisegepäck und fummelt mit einem winzigen Schlüssel daran herum.

»Attends!«, ruft die Prinzessin, hebt die Hand, als wolle sie einer Armee Einhalt gebieten, sinniert vor sich hin, verzieht ihr Mündchen zu einem Engelslächeln. »Wäre es möglich, Madame, en retour wieder bei Euch vorbeizukommen, zu Drei König vielleicht? Und meine liebe Freundin Margarete von Hannover mitzubringen? Auch sie liebt die ländliche Cuisine und ich möchte ihr und ihrer Familie ein originales Präsent machen. Es werden, wie ich schätze, gesamt zehn Personen sein.«

Lisbeth steigt alles Blut in den Kopf. »Sehr gern, Eure Majestät.«

»Doch Ihr werdet absolute Diskretion wahren, nicht wahr? Ihr schwört es bei Gott?«

»Ich schöre es bei Gott!«, versichert Lisbeth und bekreuzigt sich dreimal hintereinander.

»Bon! Ich zahle naturellement im Voraus. Zehn Personen, das wären zehn Taler. Nein, attendez! Vielleicht könntet Ihr noch eine Couverture für den Tisch besorgen? Einfaches Leinen und zwölf passende Servietten? Das Geschirr bitte genauso, wie ich es soeben hatte. Das ist allerliebste.«

»Sehr gern, Majestät!«

»Das möchten gut dreißig Taler sein, nicht wahr?«

Lisbeth schweigt. Nur wer sich dumm stellt, kommt gut durchs Leben, hat die Mutter immer gesagt.

Die Gesellschafterin nickt unbestimmt. Die vier Leibgardisten, die sich entlang der Wand aufgereiht haben, starren auf die Dielen.

»Zahl er sie aus!«

Der Kreuzer öffnet gehorsam die Kasette und zählt laut: »Eins, zwei, drei ...« Die Münzen scheppern eine nach der anderen auf die Tischplatte.

»Un, deux, trois ...«, die Gesellschafterin muss mitzählen. »Trente«, murmelt sie endlich.

Dreißig Taler! Lisbeth kann ihr Glück kaum fassen.

Noch Stunden nachdem die Gäste abgereist, die Barrikaden mit den preußischen Wimpeln verschwunden sind, mustert Lisbeth die Münzen mit dem bekrönten FR in der Mitte, lässt sie durch die Finger in die Geldschatulle rieseln, nimmt sie wieder heraus, zählt nach. Wirklich, es sind dreißig Taler! Alles für eine Suppe aus schnöden Kartoffeln, ein Tischlaken aus Leinen und ein paar – *Servietten*. Was eine Art Latz sein muss. Amalie von Preußen kennt die Preise nicht und sie kann nicht rechnen.

Aber Lisbeth kann rechnen. Da wird viel Geld übrig bleiben und sie kann sich wieder Hühner kaufen. Viele Hühner und einen Hahn. Sie kann, wenn sie einen billigen Anbieter findet, sogar ein halbes Schwein erstehen. – Andererseits, warum sollte sie? Wäre das Geld nicht besser angelegt, wenn Lisbeth eine der Kammern für vornehme Gäste herrichtete, damit diese nicht nur bei ihr essen, sondern auch nächtigen? Mit Bettwäsche aus Kattun! Doch wer solch vornehme Gäs-

te hat, braucht auch ein würdigeres Witwenkleid als das, was Lisbeth jetzt am Leib hat. Ja, sie wird sich eines beim Schneider in Goch bestellen, schlicht und aus Nessel, aber mit einer Häkelspitze am Ausschnitt. Und Biesen am Saum. – Fleisch für die Suppe hat Lisbeth sowieso genug.

Sie ordnet die Taler auf der Tischplatte zu einem Drudenfuß, zündet eine Kerze an und vertieft sich in das Blinken und Gleißeln.

Die Mutter fährt strahlend heraus: »Glückwunsch, mein liebes Kind!«

Sie hat einen guten Freund mitgebracht, Siegfried von Xanten, den mutigen Drachentöter, Eroberer des Nibelungenhorts und Bezwinger der Sachsen. Er lässt sich auf die lange Bank fallen, fasst ächzend an seine Lenden und ordert einen großen Becher Bier. Siegfried ist von jeher ein Riese, aber alt und schwach geworden über die Jahrhunderte. Seine hürnerne Haut knittert wie die einer Echse und die Wunde in seinem Rücken, in der noch Hagen von Tronjes Speerspitze steckt, quält ihn wie sonst einen Greis das Zipperlein quälen mag.

»Bier?« Lisbeth überlegt. Tatsächlich gibt es noch Bier im Schuppen. Die Preußen haben vergessen, das dritte Fass abzuholen. Mag sein, dass sie es bald vermissen, doch wie soll jemand bemerken, dass Lisbeth ein paar Becher für andere Gäste abgezapft hat?

»Gott segne dich, gutes Kind! Ein Bier wäre auch mir willkommen«, sagt der heilige Bartholomäus, der sich unvermittelt aus dem hölzernen Kruzifix in der Ecke herablässt. Das Haupt, das ihm die Türken abgeschlagen haben, trägt er stolz unter dem Arm wie einen Ritterhelm. Der heilige Bartholomäus ist der Schutzpatron des Kohls und der Rüben.

Lisbeth opfert ihm, seit sie denken kann, in jedem Winter einen besonders großen Wirsing. Und erhält dafür reiche Ernte im folgenden Jahr.

»Es ist sogar besser, ein wenig Bier abzulassen, bevor ein strenger Frost kommt«, mahnt die Mutter. »Sonst gefriert das Bier im Fass und bringt es zum Bersten.«

»How!«, sagt der Indianer, der lächelnd aus dem Ofen kriecht.

Da verlässt auch die heilige Irmgard ihre Armen und Kranken, steigt vom Ölgemälde an der langen Wandseite herab und setzt sich schweigend zu der Gesellschaft.

Lisbeth eilt sich, alle zu bedienen.

»Bring dir ruhig auch einen Becher mit, Lisken! Und dann setz dich zu uns!«, ruft ihr die Mutter hinterher.

Lisbeth bringt sechs Bier herein, stößt mit allen an und nimmt einen tiefen Zug. Es schmeckt wunderbar, dieses Gesöff! Süß und herb zugleich. Und es prickelt wonniglich in der Kehle. Lisbeth trinkt und lauscht, was ihre Gäste einander erzählen.

Am lautesten redet Siegfried. Schimpft wie immer auf die Preußen: »Swinefurze! Arsfratzen!« Ganz aufgebracht ist er, weil der Preußenkönig verhindern will, dass das Nibelungenlied in neues Deutsch übertragen wird. Es sei »heidnischer Quatsch« und »keinen Schuss Pulver wert« – so soll der König gesagt haben.

Die Mutter und die heilige Irmgard blicken sich an, schütteln die Köpfe vor Empörung. Der Indianer jault, klopft mit seinen Fingerkuppen auf die Tischkante, dass es klingt wie Kriegsgetrommel. Der heilige Bartholomäus hat sein abgeschlagenes Haupt vor sich auf die Tischkante gesetzt und reibt seinen Heiligenschein blank.

»Der Preußenkönig kann ohnehin nicht richtig Deutsch«, sagt der Mund vom heiligen Bartholomäus und die Schultern zucken belustigt dazu. »Er wird kaum bemerken, wenn es jemand doch übersetzt und drucken lässt.«

Der Gedanke gefällt Siegfried. »Haut em opp de Kopp, datt em de Schnorrbart dawwert!«, singt er.

Der König hat keinen Schnurrbart, will Lisbeth einwenden, doch die anderen singen schon mit, schunkeln und schweben rund um den Tisch mit dem Drudenfuß. Dem Drudenfuß aus lauter glitzernden Talern.

»Haut em opp de Kopp, datt em de Schnorrbart dawwert!«, singt jetzt auch Lisbeth. Heiß ist ihr vor Glück. Nicht nur wegen des Geldes. So viele liebe Gäste hat sie heute – und alle zugleich! Bald hat sie ihren Becher ausgetrunken, darf bei den anderen nippen. Wieder und wieder nippen. Bis auch deren Becher leer sind. Und Lisbeth auf dem Fußboden einschläft.

So fest schläft Lisbeth in dieser Nacht, dass sie nicht merkt, wie die Erde bebt. Mehrmals im Morgengrauen erfasst ein anhaltendes Zittern die Dörfer und Städte an Rhein und Niers, lässt manche Hütte einstürzen, deckt viele Reetdächer ab. Und in Goch, da läuten die Glocken, obwohl kein Pfarrer und kein Küster am Seil zieht! Als Lisbeth von Preußentalern, Scherben und ausgelaufenem Bier umgeben erwacht und aus dem Fenster blinzelt, ist alle Welt unterwegs zur Gocher Kirche.

»Der Pastor will dort predigedn, wegedn dedm Erdbebedn«, ruft der Emilbauer, der vorbeikommt, um Lisbeth auf seinem Fuhrwerk mitzunehmen. Lisbeths Kopf dröhnt, in ihrem Bauch blubbert noch das Bier. Doch sie greift ihren Mantel, zieht ihre Haube über und steigt auf.

7

Der Pastor

Aus den Predigten des Pastors Rumolt Stein (1702–1775)

Liebe Gemeinde in Christo,
ihr alle habt die Zeichen vernommen, die Gott der Herr uns gesandt hat. Die Erde in dieser eurer schönen Stadt hat zu Allerheiligen gebebt und hat in der vergangenen Nacht nun wieder gebebt, als ihr schlieft, als ihr nicht nachdachtet über Tod und Zerstörung, welche solch ein Beben wohl mit sich bringen kann. Es war ein Zeichen, nicht mehr. Denn ihr seid alle verschont worden oder doch glimpflich davongekommen. Was aber will Gott der Herr uns mit diesem Zeichen sagen? Ich will es euch verraten: Unser guter Gott im Himmel ist zornig über sündiges Leben und Trachten und sündige Speise, welche in unseren Tagen allüberall verbreitet wird und unserem Herrn nicht zum Wohlgefallen ist. Denn es steht geschrieben: Sehet, ich habe euch gegeben alle Pflanzen, welche Samen bringen, auf der Erde und alle Bäume mit Früchten, welche Samen bringen, zu eurer Speise. Ist aber in der Heiligen Schrift, so frage ich euch, ihr Christen, von Kartoffeln die Rede? Von Mais? Oder gar von Tabak? Nirgendwo, Christenheit, ist in unserer Bibel von derartigen Pflanzen die Rede. Denn dies sind Gewächse von jenseits des großen Meeres, wo die Heiden leben und nicht wissen von Gott noch von Jesus, sodass sie essen, was sie vorfinden, wie die wilden Tiere es tun. Doch sie alle sind verdammt von Gott dem

Herrn, denn er hat sie unseren Herrn Christus nicht schauen lassen, sodass sie dem Antichristen folgen, denn sie essen vom sündig roten Paradiesapfel, sind nackt und schämen sich nicht darob.

Der Antichrist aber ist nicht nur jenseits des großen Meeres, er ist auch hier, mitten unter uns, ja vielleicht sitzt er ja heute in dieser Kirche, wovor uns Gott der Herr bewahren möge. Besonders hierzulande gelingt es dem Antichristen immer mehr, die Kartoffeln zu verbreiten, diese Früchte der Finsternis.

Ich aber frage euch, was ist an den Kartoffeln? Sie sind giftig in fast allen Teilen der Pflanze, allein die Knolle, so sie nicht bereits auskeimt, ist essbar. Sie schmeckt freilich wie faule Melde, die niedrigste unter den Pflanzen, die Gott für die Hungersnöte vorgesehen hat und zur Strafe für uns Sünder in Zeiten der Dürre. So ist die Kartoffel noch niedriger als die Melde, jedoch der Antichrist glaubt, sie uns schmackhaft machen zu müssen.

Doch selbst wem Kartoffeln schmecken, der soll davon lassen. Denn die Kartoffel ist aus der Spucke des Teufels und dem Leib einer Sünderin entstanden. Sie schafft unreine Wollust und macht den Geist taub für die Lehre Gottes. Die Kartoffel ist die verbotene Frucht der neuen Zeit und die Strafe Gottes wird die Menschen ereilen, er wird sie nochmals von der Welt vertreiben, so wie er Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben hat, sodass wir bei den Kartoffeln unter der Erde leben müssen und allzeit uns im Schlamm suhlen wie die Schweine.

Ob wir denn die Kartoffeln, so wir gezwungen werden, sie anzubauen, dem Vieh füttern dürfen, so werde ich oft gefragt. Doch auch das Vieh, das davon frisst, wird unrein. Wir haben landauf, landab gesehen, wie Rinder, Schafe, Rösser und Federvieh nicht von den Kartoffeln essen wollen. Einzig Schweine essen sie freiwillig und suhlen sich dann umso mehr im Schlamm und werden dumm, dass sie sich gegenseitig die Schwänze abbeißen. Und so

mag sich ein jeder die Frage selbst beantworten, denn kein Vieh, das uns Gott als Haus- und Nutztier als auch Schlachttier gegeben hat, trägt die sündigen Früchte.

Wahrlich, ich sage euch, wer Kartoffeln isst, ist Gott dem Herrn ungehorsam, denn er verstößt gegen die Heilige Schrift und kommt niemals in das Himmelsreich.